

bequem Athem schöpfe u. s. w., so sprechen jene Leute unaufhörlich von Stärke und von der Kraft, die sie bei den verschiedenen Bedrohnissen schon entwickelt und noch zu entwickeln vermögen. Da kommen nun täglich die Diplomaten aufs Schloß und fühlen ihnen den Puls, und lassen sich die Zunge zeigen, betrachten sorgfältig den Urin und schicken dann ihren Höfen das politische Sanitätsbulletin. Bei den fremden Bevollmächtigten ist es ja ebenfalls eine ewige Frage: Ist Ludwig Philipp stark oder schwach? Im erstern Falle können ihre Herren daheim jede Maßregel ruhig beschließen und ausführen; im andern Falle, wo ein Umsturz der französischen Regierung und Krieg zu befürchten stände, dürften sie nichts Unmilbes zu Hause unternehmen. — Jene große Frage, ob Ludwig Philipp schwach oder stark ist, mag schwer zu entscheiden sein. Aber leicht ist es einzusehen, daß die Franzosen selbst in diesem Augenblicke durchaus nicht schwach sind. Im Herzen der Völker haben sie neue Allirte gefunden, während ihre Gegner jetzt eben nicht auf der Höhe der Popularität stehen. Sie haben unsichtbare Geisterherde zum Kampfe gerufen, und dabei sind ihre eigenen leiblichen Armeen im blühensten Zustande. Die französische Jugend ist so kriegslustig und begeistert wie 1792. Mit lustiger Musik ziehen die jungen Konseribirten durch die Stadt, und tragen auf den Hüften slatternde Bänder und Blumen, und die Nummer, die sie gezogen, welche gleichsam ihr großes Loos. Und dabei werden Freiheitslieder gesungen und Märsche getrommelt vom Jahre 90.

### Aus der Normandie.

Havre, den 1. August.

Ob Ludwig Philipp stark oder schwach ist, scheint wirklich die Hauptfrage zu sein, deren Lösung eben so sehr die Völker wie die Machthaber interessirt. Ich hielt sie daher beständig im Sinne während meiner Erkursion durch die nördlichen Provinzen Frankreichs. Dennoch erfuhr ich, die öffentliche Stimmung betreffend, so viel Widersprechendes, daß ich über jene Frage nicht viel Gründlicheres mittheilen kann, als diejenigen, die in den Tuilleries, oder vielmehr in St. Cloud, ihre Weisheit holen. Die Nordfranzosen, namentlich die schlauen Normannen, sind überhaupt nicht so leicht geneigt, sich unverholen auszusprechen, wie die Leute im Lande De. Oder ist es schon ein Zeichen von Mißvergüßen, daß jener Theil der Bürger im Lande Dui, die nur für das Landesinteresse besorgt sind, meistens ein ernstes Stillschweigen beobachten, sobald man sie über letzteres befragt? Nur die Jugend, welche für Ideen-

interessen begeistert ist, äußert sich unverschleiert über das, wie sie glaubt, unvermeidliche Nahen einer Republik; und die Karlisten, welche einem Personeninteresse zugethan sind, insinuiren auf alle mögliche Weise ihren Haß gegen die jetzigen Gewalthaber, die sie mit den übertriebensten Farben schildern, und deren Sturz sie als ganz gewiß, fast bis auf Tag und Stunde, voraussetzen. Die Karlisten sind in hiesiger Gegend ziemlich zahlreich. Dieses erklärt sich dadurch, daß hier noch ein besonderes Interesse vorhanden ist, nämlich eine Vorliebe für einige Glieder der gefallenen Dynastie, die in dieser Gegend den Sommer zuzubringen pflegten und sich hie und da beliebt zu machen wußten. Namentlich that dieses die Herzogin von Berry. Die Abenteuer derselben sind daher das Tagesgespräch in dieser Provinz, und die Priester der katholischen Kirche erfinden noch obendrein die gottseligsten Legenden zur Verherrlichung der politischen Madonna und der gebenedeiten Frucht ihres Leibes. In frühern Zeiten waren die Priester keineswegs so besonders mit dem kirchlichen Eifer der Herzogin zufrieden, und eben indem letztere manchmal das priesterliche Mißfallen erregte, erwarb sie sich die Gunst des Volkes. „Die kleine nette Frau ist durchaus nicht so bigott wie die Andern“ — hieß es damals — „setzt wie weltlich kokett sie bei der Prozession einherschlenbert, und das Gebetbuch ganz gleichgültig in der Hand trägt, und die Kerze so spielend niedrig hält, daß das Wachs auf die Atlaschleppe ihrer Schwägerin, der brummig devoten Angouleme, niederträufelt!“ Diese Zeiten sind vorbei, die rosigte Heiterkeit ist erblichen auf den Wangen der armen Karoline, sie ist fromm geworden wie die Andern, und trägt die Kerze ganz so gläubig, wie die Priester es begehren, und sie entzündet damit den Bürgerkrieg im schönen Frankreich, wie die Priester es begehren.

Ich kann jetzt nicht umhin zu bemerken, daß der Einfluß der katholischen Geistlichen in dieser Provinz größer ist, als man es in Paris glaubt. Bei Leichenzügen sieht man sie hier in ihren Kirchentrachten, mit Kreuzen und Fahnen, und melancholisch singend, durch die Straßen wandeln, ein Anblick, der schier befremdlich, wenn man aus der Hauptstadt kommt, wo dergleichen von der Polizei oder vielmehr von dem Volke, streng untersagt ist. So lang ich in Paris war, habe ich nie einen Geistlichen in seiner Amtstracht auf der Straße gesehen; bei keinem einzigen von den vielen tausend Leichenbegängnissen, die in der Cholerazeit mir vorüberzogen, sah ich die Kirche weder durch ihre Diener noch durch ihre Symbole repräsentirt. Viele wollen jedoch behaupten, daß auch in Paris die Religion wieder still auflebe. Es ist wahr, wenigstens die französisch katholische Gemeinde des Abbé Chatel nimmt täglich zu; der Saal desselben auf der Rue Clichy ist schon zu eng geworden für die Menge der Gläubigen, und seit einiger Zeit hält er den katholischen Gottesdienst in dem großen Gebäude auf dem Boulevard Bonne-Nouvelle, worin

früherhin Herr Martin die Thiere der Menagerie sehen lassen, und worauf jetzt mit großen Buchstaben die Aufschrift steht: Eglise catholique et apostolique.

Dieserigen Nordfranzosen, die weder von der Republik noch von dem Mirakelknaben etwas wissen wollen, sondern nur den Wohlstand Frankreichs wünschen, sind fast keine allzueifrige Anhänger von Ludwig Philipp, rühmen ihn auch eben nicht wegen seiner Offenherzigkeit und Gradheit, aber sie sind durchdrungen von der Ueberzeugung, daß er der Mann der Nothwendigkeit sei; daß man sein Ansehen unterstützen müsse, in so fern die öffentliche Ruhe dadurch erhalten werde; daß die Unterdrückung aller Emeuten für den Handel heilsam sei, und daß man überhaupt, damit der Handel nicht ganz stocke, jede neue Revolution und gar den Krieg vermeiden müsse. Letztern fürchten sie nur wegen des Handels, der schon jetzt in einem kläglichem Zustande. Sie fürchten den Krieg nicht des Krieges wegen; denn sie sind Franzosen, also ruhmstüchtig und kampflustig von Geblüt, und obendrein sind sie von größerem und stärkerem Gliederbau als die Südfrenzosien, und übertreffen diese vielleicht, wo Festigkeit und harinächtige Ausdauer verlangt wird. Ist das eine Folge der Beimischung von germanischer Rasse? Sie gleichen ihren großen gewaltigen Pferden, die eben so tüchtig zum muthigen Trab, wie zum Lasttragen und Ueberwinden aller Mühseligkeiten der Witterung und des Weges. Diese Menschen fürchten weder Oesterreicher noch Russen, weder Preußen noch Baschkiren. Sie sind weder Anhänger noch Gegner von Ludwig Philipp. Sobald es Krieg giebt, folgen sie der dreifarbigem Fahne, gleichviel, wer diese trägt.

Ich glaube wirklich, sobald Krieg erklärt würde, sind die innern Zwistigkeiten der Franzosen, auf eine oder die andere Art, durch Nachgiebigkeit oder Gewalt, schnell geschlichtet, und Frankreich ist eine gewaltige, einige Macht, die aller Welt die Spitze bieten kann. Die Stärke oder Schwäche von Ludwig Philipp ist alsdann kein Gegenstand der Kontroverse. Er ist alsdann entweder stark oder gar nichts mehr. Die Frage, ob er stark oder schwach, gilt nur für die Erhaltung des Friedenszustandes, und nur in dieser Hinsicht ist sie wichtig für auswärtige Mächte. Ich erhielt von mehreren Seiten die Antwort: le parti du roi est très nombreux, mais il n'est pas fort. Ich glaube diese Worte geben viel Stoff zum Nachdenken. Zunächst liegt darin die schmerzliche Andeutung, daß die Regierung selbst nur einer Partei und allen Partei-Interessen unterworfen sei. Der König ist hier nicht mehr die erhabene Obergewalt, die von der Höhe des Thrones dem Kampfe der Parteien ruhig zuschaut und sie im heilsamen Gleichgewichte zu halten weiß; nein, er ist selbst abgestiegen in die Arena. Dillon-Barrot, Manguin, Carrel, Pagès, Cavaignac dünken sich vielleicht nur durch die Zufälligkeit der mo-

mentanen Gewalt von ihm unterschieden. Das ist die trübseelige Folge davon, daß der König die Präsidentsur des Conseils sich selbst zutheilte. Jetzt kann Ludwig Philipp nicht das vorhandene Regierungssystem ändern, ohne daß er alsdann in Widerspruch mit seiner Partei und sich selbst siele. So kam es, daß ihn die Presse gleich dem ersten Chef einer Partei behandelt, in ihm selber alle Regierungsfehler rügt, jedes ministerielle Wort seiner eigenen Zunge zuschreibt und in dem Bürgerkönig nur den Königinminister sieht. Wenn die Götterbilder von ihren erhabenen Postamenten herabsteigen, dann entweicht die heilige Ehrfurcht, die wir ihnen zollten, und wir richten sie nach ihren Thaten und Worten, als wären sie unseres Gleichen.

Was die Audeutung betrifft, daß die Partei des Königs zwar zahlreich, aber nicht stark sei, so ist damit freilich nichts Neues gesagt, es ist dieses eine längst bekannte Wahrheit; aber bemerkenswerth ist es, daß auch das Volk diese Entdeckung gemacht, daß es nicht wie gewöhnlich die Köpfe zählt, sondern die Hände, und daß es genau unterscheidet, die, welche Beifall klatschen, und die, welche zum Schwerte greifen. Das Volk hat sich seine Leute genau betrachtet, und weiß sehr gut, daß die Partei des Königs aus folgenden drei Klassen besteht: nämlich aus Handels- und Besitz-Leuten, welche für ihre Bunden und Güter besorgt sind, aus Kampfmüden, welche überhaupt Ruhe haben möchten, und aus Bangherzigen, welche die Herrschaft des Schreckens befürchten. Diese königliche Partei, mit Eigenthum bepackt, verdrießlich ob jeder Störnisch in ihrer Behaglichkeit, diese Majorität steht einer Minorität gegenüber, die wenig Bagage zu schleppen hat, und dabei unruhigüchtig über alle Maassen ist, ohne in ihrem wilden schrankenlosen Ueergange den Schrecken anders als wie einen Bundesgenossen zu betrachten.

Trog der großen Kopzahl, trog des Triumphes vom 6. Junius, zweifelt das Volk an der Stärke des Justemillien. Es ist aber immer bedenklich, wenn eine Regierung nicht stark scheint in den Augen des Volks. Es lockt dann J eden, seine Kraft daran zu versuchen; ein dämonisch dunkler Drang treibt die Menschen, daran zu rütteln. Das ist das Geheinnich der Revolution.

---

Dieppe, den 20. August.

Man hat keinen Begriff davon, welchen Eindruck der Tod des jungen Napoleon bei den untern Klassen des französischen Volks hervorgebracht. Schon das sentimentale Bulletin, welches der Temps über sein allmähliges Dahinsterven vor etwa sechs Wochen geliefert und welches besonders abgedruckt in Paris für einen Sou herumverkauft wurde, hat dort in allen Carrefours die äußerste Betrübniß erregt. Sogar junge Republikaner sah ich weinen; die

alten jedoch schienen nicht sehr gerührt, und von einem derselben hörte ich mit Befremdung die verdrüßliche Aeußerung: ne pleurez pas, c'était le fils de l'homme qui a fait mitrailler le peuple le 13 Vendémiaire. Es ist sonderbar, wenn Jemanden ein Mißgeschick trifft, so erinnern wir uns unwillkürlich irgend einer alten Unbill, die uns von seiner Seite widerfahren, und woran wir vielleicht seit undenklicher Zeit nicht gedacht haben. — Ganz unbedingt verehrt man den Kaiser auf dem Lande; da hängt in jeder Hütte das Portrait „des Mannes,“ und zwar, wie die Quotidienne bemerkt, an derselben Wand, wo das Portrait des Haussohnes hängen würde, wäre er nicht von jenem Manne auf einem seiner hundert Schlachtfelder hingeopfert worden. Der Aerger entlockt zuweilen der Quotidienne die ehrlichsten Bemerkungen, und darüber ärgert sich dann die jesuitisch feinere Gazette; das ist ihre hauptsächlich politische Verschiedenheit.

Ich bereifte den größten Theil der nordfranzösischen Küstengegenden, während die Nachricht von dem Tode des jungen Napoleon sich dort verbreitete. Ich fand deshalb überall, wohin ich kam, eine wunderbare Trauer unter den Leuten. Sie fühlten einen reinen Schmerz, der nicht in dem Eigennutze des Tages wurzelte, sondern in den liebsten Erinnerungen einer glorreichen Vergangenheit. Besonders unter den schönen Normanninnen war großes Klagen um den frühen Tod des jungen Heldensohnes.

In allen Hütten hängt das Bild des Kaisers. Ueberall fand ich es mit Trauerblumen bekränzt, wie Heilandsbilder in der Charwoche. Viele Soldaten trugen Flor. Ein alter Stelzfuß reichte mir wehmüthig die Hand mit den Worten: à présent tout est fini.

Freilich, für jene Bonapartisten, die an eine kaiserliche Auferstehung des Fleisches glaubten, ist Alles zu Ende. Napoleon ist ihnen nur noch ein Name, wie etwa Alexander von Macedonien, dessen Leibeserbe in gleicher Weise früh verblichen. Aber für die Bonapartisten, die an eine Auferstehung des Geistes geglaubt, erblüht jetzt die beste Hoffnung. Der Bonapartismus ist für diese nicht eine Ueberlieferung der Macht durch Zeugung und Erstgeburt; nein ihr Bonapartismus ist jetzt gleichsam von aller thierischen Beimischung gereinigt, er ist ihnen die Idee einer Alleinherrschaft der höchsten Kraft, angewendet zum Besten des Volks, und wer diese Kraft hat und sie so anwendet, den nennen sie Napoleon II. Wie Cäsar der bloßen Herrschergewalt seinen Namen gab, so giebt Napoleon seinen Namen einem neuen Cäsarthume, wozu nur derjenige berechtigt ist, der die höchste Fähigkeit und den besten Willen besitzt.

In gewisser Hinsicht war Napoleon ein saint-simonistischer Kaiser; wie er selbst vermöge seiner geistigen Superiorität zur Obergewalt befugt war, so beförderte er nur die Herrschaft der Kapazitäten, und erzielte die physische und moralische Wohlfahrt der zahlreichern und ärmern Klassen. Er herrschte

weniger zum Besten des dritten Standes, des Mittelstandes, des Justemilieu, als vielmehr zum Besten der Männer, deren Vermögen nur in Herz und Hand besteht; und gar seine Armee war eine Hierarchie, deren Ehrensufen nur durch Eigenwerth und Fähigkeit erstiegen wurden. Der geringste Bauernsohn konnte dort, eben so gut wie der Junker aus dem ältesten Hause, die höchsten Würden erlangen und Gold und Sterne erwerben. Darum hängt des Kaisers Bild in der Hütte jedes Landmannes, an derselben Wand, wo das Bild des eigenen Sohnes hängen würde, wenn dieser nicht auf irgend einem Schlachtfelde gefallen wäre, ehe er zum General avancirt, oder gar zum Herzog oder zum König, wie so mancher arme Bursche, der durch Muth und Talent sich so hoch emporschwingen konnte — als der Kaiser noch regierte. In dem Bilde desselben verehrt vielleicht Mancher nur die verblüthene Hoffnung seiner eigenen Herrlichkeit.

Am öftersten fand ich in den Bauerhäusern das Bild des Kaisers, wie er zu Jaffa das Lazareth besucht, und wie er zu St. Helena auf dem Todbette liegt. Beide Darstellungen tragen auffallende Aehnlichkeit mit den Heiligenbildern jener christlichen Religion, die jetzt in Frankreich erloschen ist. Auf dem einen Bilde gleicht Napoleon einem Heilande, von dessen Berührung die Pestkranken zu genesen scheinen; auf dem andern Bilde stirbt er gleichsam den Tod der Sühne.

Wir, die wir von einer andern Symbolik befangen sind, wir sehen in Napoleons Martyrtod auf St. Helena keine Versöhnung in dem angedeuteten Sinne, der Kaiser büßte dort für den schlimmsten seiner Irrthümer, für die Treulosigkeit, die er gegen die Revolution, seine Mutter, begangen. Die Geschichte hatte längst gezeigt, wie die Vermählung zwischen dem Sohne der Revolution und der Tochter der Vergangenheit nimmermehr gedeihen konnte, — und jetzt sehen wir auch, wie die einzige Frucht solcher Ehe nicht lange zu leben vermochte und kläglich dahinstarb.

In Betreff der Erbschaft des Verstorbenen sind die Meinungen sehr getheilt. Die Freunde von Ludwig Philipp glauben, daß jetzt die verwaisteten Bonapartisten sich ihnen anschließen werden; doch zweifle ich, ob die Männer des Krieges und des Ruhmes so schnell ins friedliche Justemilieu übergeben können. Die Karlisten glauben, daß die Bonapartisten jetzt dem alleinigen Prä-tendenten, Heinrich V., huldigen werden; ich weiß wahrlich nicht, ob ich in den Hoffnungen dieser Menschen mehr ihre Thorheit oder ihre Insolenz bewundern soll. Die Republikaner scheinen noch am meisten im Stande zu sein, die Bonapartisten an sich zu ziehen; aber wenn es einst leicht war, aus den ungekämmtesten Sanskülotten die brillantesten Imperialisten zu machen, so mag es jetzt schwer sein, die entgegengesetzte Umwandlung zu bewerkstelligen.

Man bebauert, daß die theuern Reliquien, wie das Schwert des Kaisers, der Mantel von Marengo, der welthistorische dreieckige Hut u. dgl. m., welche gemäß dem Testamente von St. Helena, dem jungen Reichsstadt überliefert worden, nicht Frankreich anheimfallen. Jede der französischen Partheien könnte ein Stück aus diesem Nachlasse sehr gut brauchen. Und wahrlich, wenn ich darüber zu verfügen hätte, so sollte die Vertheilung folgendermaßen statt finden: den Republikanern würde ich das Schwert des Kaisers überliefern, dieweil sie noch die einzigen sind, die es zu gebrauchen verständen. Den Herren vom Justemilieu würde ich den Mantel von Marengo zukommen lassen; und, in der That, sie bedürfen eines solchen Mantels, um ihre ruhmlose Blöße damit zu bedecken. Den Karlisten gebe ich des Kaisers Hut, der freilich für solche Köpfe nicht sehr passend ist, aber ihnen doch zu Gute kommen kann, wenn sie nächstens wieder aufs Haupt geschlagen werden; ja, ich gebe ihnen auch die kaiserlichen Stiefel, die sie ebenfalls brauchen können, wenn sie nächstens wieder davon laufen müssen. Was aber den Stof betrifft, womit der Kaiser bei Jena spazieren gegangen, so zweifle ich, ob derselbe sich unter der herzoglich Reichstädtischen Verlassenschaft befindet, und ich glaube, die Franzosen haben ihn noch immer in Händen.

Nächst dem Tode des jungen Napoleon hörte ich die Fahrten der Herzogin von Berry in diesen Provinzen am meisten besprechen. Die Abenteuer dieser Frau werden hier so poetisch erzählt, daß man glaubt, die Enkel der Fabliaudichter hätten sie in müßiger Laune erfunden. Dann gab auch die Hochzeit von Compiègne sehr viel Stoff zur Unterhaltung; ich könnte eine Insekten-sammlung von schlechten Wizen mittheilen, die ich in einem karlistischen Schlosse darüber debittiren hörte. Z. B. Einer der Festredner in Compiègne soll bemerkt haben: in Compiègne sei die Jungfrau von Orleans gefangen worden, und es füge sich jetzt, daß wieder in Compiègne einer Jungfrau von Orleans Fesseln angelegt würden. — Obgleich in allen französischen Blättern aufs prunkhafteste erzählt wird, daß der Zusammenfluß von Fremden hier sehr groß und überhaupt das Babelleben in Dieppe dieses Jahr sehr brillant sei, so habe ich doch an Ort und Stelle das Gegentheil gefunden. Es sind hier vielleicht keine fünfzig eigentliche Badegäste, Alles ist trist und betrübt, und das Bad, das durch die Herzogin von Berry, die alle Sommer hieher kam, einst so mächtig emporblühte, ist auf immer zu Grunde gegangen. Da viele Menschen dieser Stadt hiedurch in bitterste Armuth versunken, und den Sturz der Bourbone als die Quelle ihres Unglücks betrachten, so ist es begreiflich, daß man hier viele enravigirte Karlisten findet. Dennoch würde man Dieppe verläumben, wenn man annähme, daß mehr als ein Viertel seiner Bewohner aus Anhängern der vorigen Dynastie bestände. Nirgends zeigen die Nationalgarden mehr Patriotismus als hier, alle sind hier gleich beim

ersten Trommelschläge versammelt, wenn exercirt werden soll; alle sind hier ganz uniformirt, welches letztere von besonderem Eifer zeigt. Das Napoleonsfest wurde dieser Tage mit auffallendem Enthusiasmus gefeiert.

Ludwig Philipp wird hier im allgemeinen weder geliebt noch gehaßt. Man betrachtet seine Erhaltung als nothwendig für das Glück Frankreichs; für sein Regiment ist man nicht sonderlich begeistert. Die Franzosen sind allgemein durch die freie Presse so wohlunterrichtet über die wahre Lage der Dinge, sie sind so politisch aufgeklärt, daß sie kleine Uebel mit Geduld ertragen, um größeren nicht anheimzufallen. Gegen den persönlichen Charakter des Königs hat man wenig einzuwenden; man hält ihn für einen ehrenwerthen Mann.

Ro u e n, den 17. Sept.

Ich schreibe diese Zeilen in der ehemaligen Residenz der Herzoge von der Normandie, in der alterthümlichen Stadt, wo noch so viele feinerne Urkunden uns an die Geschichte jenes Volkes erinnern, das wegen seiner ehemaligen Heldenthaten und Abenteuerlichkeit und wegen seiner jetzigen Prozeßsucht und Erwerblust so berühmt ist. In jener Burg dort hauste Robert der Teufel, den Meyerbeer in Musik gesetzt; auf jenem Marktplatz verbrannte man die Pucelle, das großmüthige Mädchen, das Schiller und Voltaire besungen; in jenem Dome liegt das Herz des Richard, des tapfern Königs, den man selber Löwenherz, Coeur de lion, genannt hat; diesem Boden entsprossen die Sieger von Hastings, die Söhne Lanfreds, und so viele andere Blumen normantischer Ritterschaft — aber diese gehen uns heute alle nichts an, wir beschäftigen uns hier vielmehr mit der Frage: Hat Ludwig Philipps friedliches System Wurzel geschlagen in dem kriegerischen Boden der Normandie? Ist das neue Bürgerkönigthum gut oder schlecht gebettet in der alten Heldengewiege der englischen und italienischen Aristokratie, in dem Lande der Normannen? Diese Frage glaube ich heute aufs kürzeste beantworten zu können: Die großen Gutsbesitzer, meistens Adel, sind Karlistisch gesinnt, die wohlhabenden Gewerbsleute und Landbauer sind Philippistich, und die untere Volksmenge verachtet und haßt die Bourbonen, und liebt, geringern Theils, die gigantischen Erinnerungen der Republik, größern Theils, den glänzenden Heroismus der Kaiserzeit. Die Karlisten, wie jede unterdrückte Partei, sind thätiger als die Philippisten, die sich gesichert fühlen, und zu ihrem Lobe mag es gesagt sein, daß sie auch größere Opfer bringen, nämlich Geldopfer. Die Karlisten, die nie an ihrem einstigen Siege zweifeln und überzeugt sind, daß ihnen die Zukunft alle Opfer der Gegenwart tausendfach vergütet, geben ihren letzten Sou her, wenn ihr Parteinteresse dadurch gefördert scheint; es liegt überhaupt im Charakter dieser Klasse, daß sie des eignen Gutes weniger achtet,



als sie nach fremdem Eigenthum lüstern ist (sui profusus, alieni appetens.) Habucht und Verschwendung sind Geschwister. Der Notirier, der nicht durch Hofdienst, Maitressengunst, süße Rede und leichtes Spiel, sondern durch schwere saure Arbeit seine irdischen Güter zu erwerben pflegt, hält fester an dem Erworbenen.

Indessen, die guten Bürger der Normandie haben die Einsicht gewonnen, daß die Journale, womit die Karlisten auf die öffentliche Meinung zu wirken suchen, der Sicherheit des Staats und ihrer eignen Besitzthümer sehr gefährlich seien, und sie sind der Meinung, daß man durch dasselbe Mittel, durch die Presse, jene Umtriebe vereiteln müsse. In diesem Sinne hat man unlängst die *Gazette du Havre* gestiftet, eine sanftmüthige *Justemilieu*-Zeitung, die der ehrsamem Kaufmannschaft in Havre sehr viel Geld kostet und woran auch mehrere Pariser arbeiten, namentlich Monsieur de Salvandy, ein kleiner, geschmeidiger, wäfrichter Geist, in einem langen, steifen, trockenen Körper (Goethe hat ihn gelobt). Bis jetzt ist jenes Journal die einzige Gegenmine, die den Karlisten in der Normandie gegraben worden; letztere hingegen sind unermülich, und errichten überall ihre Zeitschriften, ihre Festungen der Lüge, woran der Freiheitsgeist seine Kräfte zersplittern soll, bis Entsatz kommt von Osten. Diese Zeitschriften sind mehr oder minder im Geiste der *Gazette de France* und der *Quotidienne* abgefaßt; letztere werden außerdem aufs thätigste unter das Volk verbreitet. Beide Blätter sind schön und geistreich und anziehend geschrieben, dabei sind sie tief boshaft, perfid, voll nützlicher Belehrung, voll ergötzlicher Schadenfreude, und ihre abeligen Colporteurs, die sie oft gratis austheilen, ja vielleicht den Lesern manchmal noch Geld dazu geben, finden natürlicherweise größeren Absatz als sanftmüthige *Justemilieu*-Zeitungen. Ich kann diese beiden Blätter nicht genug empfehlen, da ich, von einem höhern Standpunkte, sie durchaus nicht schädlich achte für die Sache der Wahrheit; sie fördern diese vielmehr dadurch, daß sie die Kämpfer, die im Kampfe zuweilen ermüden, zu neuer Thatkraft anstacheln. Jene zwei Journale sind die wahren Repräsentanten jener Leute, die, wenn ihre Sache unterliegt, sich an den Personen rächen; es ist ein uraltes Verhältniß, wir treten ihnen auf den Kopf und sie stechen uns in die Ferse. Nur muß man zum Lobe der *Quotidienne* erwähnen, daß sie zwar ebensowohl wie die *Gazette* eine Schlange ist, daß sie aber ihre Böswilligkeit minder verbirgt; daß ihr Erbgrill sich in jedem Worte verrieth; daß sie eine Art Klapperschlange ist, die, wenn sie herankriecht, mit ihrer Klapper vor sich selber warnt. Die *Gazette* hat leider keine solche Klapper. Die *Gazette* spricht zuweilen gegen ihre eigenen Prinzipien, um den Sieg derselben indirekt zu bewirken; die *Quotidienne*, in ihrer Hitze, opfert lieber den Sieg, als daß sie sich solcher kalten Selbstverläugnung unterwürfe. Die *Gazette* hat die Ruhe des Jesuitismus, der sich nicht von Meinungsenthaltung verwirrt

ren läßt, welches um so leichter ist, da der Jesuitismus eigentlich keine Gesinnung, sondern nur ein Metier ist; in der Quotidienne hingegen brüten und wüthen hochfahrende Junker und grimmige Mönche, schlecht verummelt in ritterlicher Loyalität und christlicher Liebe. Diesen letztern Charakter trägt auch die Karlistische Zeitschrift, die unter dem Titel: Gazette de la Normandie, hier in Rouen erscheint. Es ist darin ein süßliches Geklage über die gute alte Zeit, die leider verschwunden mit ihren chevaleresken Gestalten, mit ihren Kreuzzügen, Turniren, Wappenherolden, ehrsamern Bürgern, frommen Nonnen, minniglichen Damen, Troubadouren und sonstigen Gemüthlichkeiten, so daß man sonderbar erinnert wird an die feudalistischen Romane eines berühmten deutschen Dichters, in dessen Kopf mehr Blumen als Gedanken blühten, dessen Herz aber voller Liebe war; bei dem Redakteur der Gazette de la Normandie ist hingegen der Kopf voll von krassem Obskurantismus, und sein Herz ist voll Gift und Galle. Dieser Redakteur ist ein gewisser Vicomte Walsh, ein langer grünllicher Blondin, von etwa 60 Jahren. Ich sah ihn in Dieppe, wo er zu einem Karlistenkonzilium eingeladen war, und von der ganzen nobelen Sippschaft sehr fetzt wurde. Geschwätzig, wie sie sind, hat jedoch ein kleines Karlistchen mir zugeflüstert: "c'est un fameux compère;" er ist eigentlich nicht von gutem französischen Adel; sein Vater, ein Irländer von Geburt, war in französischem Kriegsdienste beim Ausbruche der Revolution, und als er emigrierte und die Konfiskation seiner Güter verhindern wollte, verkaufte er sie zum Scheine seinem Sohne; als aber der alte Mann später nach Frankreich zurückkehrte und von dem Sohne seine Güter zurückverlangte, läugnete dieser den Scheinkauf, behauptete, der Verkauf der Güter habe in vollgültigem Ernste statt gefunden, und behielt somit das Vermögen seines geprellten Vaters und seiner armen Schwester; diese wurde Hofdame bei Madame (der Herzogin von Berry) und ihres Bruders Begeisterung für Madame hat seinen Grund sowohl in der Eitelkeit als im Eigennutze; denn, — „Ich wußte genug.“

Man kann sich schwerlich einen Begriff davon machen, mit welcher perfiden Konsequenz die Regierung der jetzigen Gewalthaber von den Karlisten untergraben wird. Ob mit Erfolg, muß die Zeit lehren. Wie ihnen kein Mensch zu schlecht, wenn sie ihn zu ihren Zwecken gebrauchen können, so ist ihnen auch kein Mittel zu schlecht. Neben jenen kanonischen Journalen, die ich oben bezeichnet, wirken die Karlisten auch durch die mündliche Ueberlieferung aller möglichen Verläumdung, durch die Tradition. Diese schwarze Propaganda sucht den guten Reumund der jetzigen Gewalthaber, namentlich des Königs, aufs gründlichste zu verderben. Die Lügen, die in dieser Absicht geschmiedet werden, sind zuweilen eben so abscheulich, wie absurd. „Immer verläumden, immer verläumden, es bleibt was kleben!“ war schon der Wahlspruch der saubern Lehrer.

In einer Karlistischen Gesellschaft zu Dieppe sagte mir ein junger Priester:

„Wenn Sie Ihren Landsleuten Bericht abfatten, müssen Sie der Wahrheit noch etwas nachhelfen, damit, wenn der Krieg ausbricht und Ludwig Philipp vielleicht noch immer an der Spitze der französischen Regierung stehen geblieben, die Deutschen ihn desto stärker hassen und mit desto größerer Begeisterung gegen ihn sechten.“ Auf meine Frage, ob uns der Sieg auch ganz gewiß sei, lächelte jener fast mitleidig und versicherte mir: „die Deutschen seien das tapferste Volk, und man werde ihnen nur einen geringen Scheinwiderstand leisten; der Norden, so wie der Süden, sei der rechtmäßigen Dynastie ganz ergeben; Heinrich V. und Madame seien, gleich einem kleinen Heiland und einer Mutter Gottes, allgemein verehrt; das sei die Religion des Volks; über kurz oder lang komme dieser legitime Glaubenseifer besonders in der Normandie zum öffentlichen Ausbruche.“ — Während der Mann Gottes sich solchermaßen ausdrückte, erhob sich plötzlich vor dem Hause, worin wir uns befanden, ein ungeheurer Lärm; es wirbelten die Trommeln, Trompeten erklangen, die Marseiller Hymne erscholl, so laut, daß die Fensterscheiben zitterten, und aus vollen Kehlen drang der Jubelruf: „Vive Louis Philippe! A bas les carlistes! Les carlistes à la lanterne!“ Das geschah um 1 Uhr in der Nacht, und die ganze Gesellschaft erschrak sehr. Auch ich war erschrocken, denn ich dachte an das Sprichwort: Mitgefangen, mitgehangen. Aber es war nur ein Spas der Diepper Nationalgarden. Diese hatten erfahren, daß Ludwig Philipp im Schlosse Eu angekommen sei, und sie fasten auf der Stelle den Beschluß, dorthin zu marschiren, um den König zu begrüßen; vor ihrer Abreise wollten sie aber die armen Karlisten in Schrecken setzen, und sie machten den entseßlichsten Lärm vor den Häusern derselben, und sangen dort wie wahnsinnig die Marseiller Hymne, jenes dies irae, dies illa der neuen Kirche, das zunächst den Karlisten ihren jüngsten Gerichtstag verkündet.

Da ich mich bald darauf ebenfalls nach Eu begab, so kann ich als Augenzeuge berichten, daß es keine angeordnete Begeisterung war, womit die Nationalgarden dort den König umjubelten. Er ließ sie die Revüe passiren, war sehr vergnügt über die unverhohlene Freude, womit sie ihn anlachten, und ich kann nicht läugnen, daß in dieser Zeit des Zwiespalts und des Mißtrauens solches Bild der Eintracht sehr erbaulich war. Es waren freie, bewehrte Bürger, die ohne Scheu ihrem Könige ins Auge sahen, mit den Waffen in der Hand ihm ihre Ehrfurcht bezeugten, und zuweilen mit männlichem Handschlage ihm Treue und Gehorsam zusagten. Ludwig Philipp nämlich, wie sich von selbst versteht, gab jedem die Hand. — Ueber dieses Händedrüken mokiren sich die Karlisten noch am meisten, und ich gestehe gern, der Haß macht sie zuweilen witzig, wenn sie jene, „messéante popularité des poignés de main,“ persiffliren. So sah ich in dem Schlosse, dessen ich schon früher erwähnt, en petit comité eine Posse aufführen, wo aufs ergößlichste dargestellt

ward, wie Sip I., König der Philister (Epiciers), seinem Sohne Großkufen (grand poulot) Unterricht in der Staatswissenschaft giebt, und ihn väterlich belehrt: „er solle sich nicht von den Theoretikern verleiten lassen, das Bürgerkönigthum in der Volksouveraineté zu sehen, noch viel weniger in der Aufrechthaltung der Charte; er solle sich weder an das Geschwäg der Rechten, noch der Linken kehren; es komme nicht darauf an, ob Frankreich im Innern frei und im Auslande geehrt sei, noch viel weniger, ob der Thron mit republikanischen Institutionen barrikadirt oder von erblichen Pairs gestützt werde; weder die oktroirten Worte noch die heroischen Thaten seien von großer Wichtigkeit; das Bürgerkönigthum und die ganze Regierungskunst bestehe darin, daß man jedem Lump die Hand drücke.“ Und nun zeigt er die verschiedenen Handgriffe, wie man den Leuten die Hand drückt, in allen Positionen, zu Fuß, zu Pferd, wenn man durch ihre Reihen gallopirt, wenn sie vorbeifiliren u. s. w. Großkufen ist gelehrig, macht diese Regierungskunststücke aufs beste nach; ja er sagt, er wolle die Erfindung des Bürgerkönigthums noch verbessern, und jedesmal, wenn er einem Bürger die Hand drücke, ihn auch fragen: „Wie geht's, mon vieux cochon?“ oder, was synonym sei: „Wie geht's, citoyen?“ „Ja, das ist synonym,“ sagt dann der König ganz trocken, und die Karlisten lachen. Hernach will sich Großkufen im Händedrücken üben, zuerst an einer Grisette, nachher am Baron Louis; er macht aber jetzt Alles zu plump, zerdrückt den Leuten die Finger; dabei fehlt es aber nicht an Verhöhnung und Verläumdung jener wohlbekannten Leute, die wir einst vor der Julirevolution, als Lichter des Liberalismus feierten, und die wir seitdem so gern als Scroville herabwürdigten. Bin ich aber sonst dem Justemilieu nicht sehr gewogen, so regte sich doch in meinem Gemüthe eine gewisse Pietät gegen die einst Hochverehrten; es regte sich wieder die alte Reigung, als ich sie geschmäht sah von jenen schlechten Menschen. Ja, wie derjenige, der sich in der Tiefe eines dunkeln Brunnens befindet, am hellen lichten Tage die Sterne des Himmels schauen kann, so habe ich, als ich in eine obskure Karlistengesellschaft hinabgestiegen war, wieder klar und rein die Verdienste der Justemilieu-Leute anerkennen können; ich fühle wieder die ehemalige Verehrung für den ehemaligen Herzog von Orleans, für die Doktrinnaire, für einen Guizot, einen Thiers, einen Royer-Collard und für einen Dupin und andre Sterne, die durch das überflammende Tageslicht der Julisonne ihren Glanz verloren haben.

Es ist dann und wann nützlich, die Dinge von solch einem tiefen, statt von einem hohen Standpunkte zu betrachten. Zunächst lernen wir die Personen unparteiischer beurtheilen, wenn wir auch die Sache hassen, deren Repräsentanten sie sind; wir lernen die Menschen des Justemilieu von dem Systeme desselben unterscheiden. Dieses letztere ist schlecht, nach unserer Ansicht, aber

die Personen verdienen noch immer unsere Achtung, namentlich der Mann, dessen Stellung die schwierigste in Europa ist, und der jetzt nur in dem Gedanken vom 13. März die Möglichkeit seiner Existenz sieht; dieser Erhaltungstrieb ist sehr menschlich. Sind wir gar unter Karlisten gerathen, und hören wir diesen Mann beständig schmähen, so steigt er in unserer Achtung, indem wir bemerken, daß jene an Ludwig Philipp eben dasjenige tadeln, was wir noch am liebsten an ihm sehen, und daß sie eben dasjenige, was uns an ihm mißfällt, noch am liebsten goutiren. Wenn er in den Augen der Karlisten das Verdienst hat, ein Bourbon zu sein, so erscheint uns dieses Verdienst im Gegentheil als eine *levis nota*. Aber es wäre Unrecht, wenn wir ihn und seine Familie nicht von der ältern Linie der Bourbonen aufs rühmendste unterschieden. Das Haus Orleans hat sich dem französischen Volke so bestimmt angeschlossen, daß es gemeinschaftlich mit demselben regenerirt wurde; daß es aus dem schrecklichen Reinigungsbad der Revolution, eben so wie das französische Volk, gesäubert und gebessert, geheilt und verbürgerlicht hervorging; — während die ältern Bourbonen, die an jener Verjüngung nicht Theil nahmen, noch ganz zu jener ältern, franken Generation gehören, die Crebillon, Laelos und Louvest uns in ihrem heitersten Sündenglanze und in ihrer blühenden Verwesung so gut geschildert haben. Das wieder jung gewordene Frankreich konnte dieser Dynastie, diesen Nevenants der Vergangenheit, nimmer angehören; das erheuchelte Leben wurde täglich unheimlicher; die Befehre nach dem Tode war ein widerwärtiger Anblick; die parfömirte Fäulniß beleidigte jede honnete Nase; und eines schönen Juliusmorgens, als der gallische Hahn krächte, mußten diese Gespenster wieder entfliehen. Ludwig Philipp aber und die Seinigen sind gesund und lebendig, es sind blühende Kinder des jungen Frankreichs, keuschen Geistes, frischen Leibes, und von bürgerlich guten Sitten. Eben jene Bürgerlichkeit, die den Karlisten an Ludwig Philipp so sehr mißfällt, hebt ihn in unserer Achtung. Ich kann mich, trotz des besten Willens, nicht so ganz des Partheigewisses entäußern, um richtig zu beurtheilen, wie weit es ihm mit dem Bürgerkönigthume Ernst ist. Die große Jury der Geschichte wird entscheiden, ob er es ehrlich gemeint hat. In diesem Falle sind die *Poignés de main* gar nicht lächerlich, und der männliche Handschlag wird vielleicht ein Symbol des neuen Bürgerkönigthums, wie das knechtische Knien ein Symbol der feudalistischen Souverainetät geworden war. Ludwig Philipp, wenn er Thron und ehrliche Gesinnung bewahrt und seinen Kindern überliefert, kann in der Geschichte einen großen Namen hinterlassen, nicht bloß als Stifter einer neuen Dynastie, sondern sogar als Stifter eines neuen Herrschertums, das der Welt eine andere Gestalt giebt, — als der erste Bürgerkönig, Ludwig Philipp, wenn er Thron und ehrliche Gesinnung bewahrt, — aber das ist ja eben die große Frage.